

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 13 (1937)

Heft: 27

Artikel: Schwarzwälder Flösse

Autor: Hesse, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Photos Martin Hesse

Hermann Hesse sechzigjährig

Heute, am 2. Juli, wird der Dichter des «Peter Camenzind», des «Knulp», des «Demian» und der vielen andern Dichtungen, die der großen Hesse-Gemeinde längst tief vertraut sind, sechzig Jahre alt. Alt? Was ist alt? Gibt es ein «Altsein» für den, der die Jugend und das Wissen um ihre Glücksfülle und um ihre Leidfülle so in sich trägt wie Hermann Hesse? Er wird nicht alt, er wird nur weise, wie einer, der sich im Wandern wandelt, der sich aus jeder Erstarrung herausrettet und sich nach jeder Wandlung verjüngt wiederfindet. Fern allem Großstadthalt pflegt Hermann Hesse in Montagnola seinen Garten. Um ihn sind Wachstum, Gedanken und schöne Fruchtbarkeit. Bild links: Hermann Hesse mit seiner geliebten Schwester Adele Gundert. Die in Deutschland lebende Pfarrersfrau schrieb das reizende Buch über die Missionarbeiter des Dichters. Bild rechts: Hermann Hesse ist ein großer Gärtner. Mit Liebe und Sachkenntnis verrichtet er alle Arbeiten des Jahres mit eigener Hand. In seinen «Stunden im Garten» erzählt er uns davon. Der große Sombrero schützt die überempfindlichen Augen vor der blendenden Tessinersonne.

Schwarzwalder Flöße

von HERMANN HESSE

Vielleicht laufen auch heute noch da und dort auf Erden Bäche und Ströme durch Gras und Wald, stehen frühmorgens an Waldrändern im betauten Laubwerk sanftblückende Rehe, vielleicht auch kommt den Kindern von heute ihr Bach mit seinen Zementufern und ihre Wiese mit dem Sportplatz und den Fahrradgestellen ebenso schön und ehrwürdig vor, wie uns Unzeitgenossen einst, vor einem halben Jahrhundert, ein wirklicher Bach und eine wirkliche Wiese vorkam. Es hat keinen Sinn darüber zu streiten. Vielleicht ist tatsächlich die Welt inzwischen vollkommen geworden, die Menschheit freier, das Leben lebenswerter. Vielleicht habe ich all das nur geträumt und mir eingebildet, was mir die Erde und das Leben bitter macht. Vielleicht ist alles Einbildung von mir gewesen, auch der Krieg, der Nachkrieg und was alles dazu gehörte. Junge Menschen haben vielleicht ganz recht, wenn sie unsere Zeit entzückend finden.

Sei dem wie ihm wolle, wir Älteren sind dennoch der Meinung, wir hätten vor vierzig bis fünfzig Jahren noch etwas eingearbeitet, etwas gekostet und miterlebt, was seit-

her vollends aus der vervollkommen Welt entchwunden ist: den Rest einer Unschuld, den Rest einer Harmlosigkeit und Ländlichkeit, welche damals noch da und dort mitten in unserer Welt anzutreffen war, während sie heute auch in Polynesien vergebens gesucht wird. Darum erinnern wir uns gerne der Kindheit und genießen froh, dummm und egoistisch das Recht unseres Alters, die vergangenen Zeiten auf Kosten der heutigen zu loben. Lasse man uns diese Schrullen, sie sind harmlos. Auch wir ließen und lassen ja anderen Menschen ihre oft weniger harmlosen Meinungen und Freuden: z. B. der Jugend ihr mitleidiges Lächeln über uns alte Trottel. Jedem das Seine.

Eine Erinnerung an die sagenhaft gewordene Kindheit kam mir dieser Tage. Sei willkommen, schöne Erinnerung!

Durch meine Vaterstadt im Schwarzwald floß ein Fluß, ein Fluß, an dem damals nur erst ganz wenige Fabriken standen, wo es viele alte Mühlen und Brücken, Schilfrohre und Erlengehölze, wo es viele Fische und im Sommer

Millionen von dunkelblauen Wasserjungfern gab. Es ist mir unbekannt, wie sich die Fische und die Wasserjungfern zwischen dem zunehmenden Betonmäuer der Ufer und den zunehmenden Fabriken gehalten haben, vielleicht sind sie noch immer da. Vermutlich längst verschwunden aber ist etwas, was es damals auf dem Flusse gab, etwas Schönes und Geheimnisvolles, etwas Märchenhaftes, etwas vom Allerschönsten, was dieser schöne, sagenhafte Fluß besaß: die Flößerei. Damals, zu unseren Zeiten, wurden die Schwarzwälder Tannenstämmen den Sommer über in gewaltigen Flößen, alle die kleinen Flüsse bis nach Mannheim und zuweilen noch bis nach Holland hinunter auf dem Wasser befördert, die Flößerei war ein eigenes Gewerbe, und für jedes Städtchen war im Frühjahr das Erscheinen des ersten Flöses noch wichtiger und merkwürdiger als das der ersten Schwalben.

Ein solches Flöß (das aber auf schwäbisch nicht «das Flöß» hieß, sondern «der Flootz») bestand aus lauter langen Tannen- und Fichtenstämmen, sie waren entrinnt, aber nicht weiter zugehauen, und das Flöß be-

stand aus einer größeren Anzahl von Gliedern. Jedes Glied umfaßte etwa acht bis zwölf Stämme, die an den Enden verbunden waren, und an jedem Gliede hing das nächste Glied elastisch, mit Weiden gebunden, so daß das Floß, war es auch noch so lang, mit seinen beweglichen Gliedern sich den Krümmungen des Flusses anschmiegen konnte. Dennoch passierte es nicht selten, daß ein Floß stecken blieb, eine aufregende Sache für die ganze Stadt und ein hohes Fest für die Jugend. Die Flößer, wegen ihres Mißgeschicks von den Brücken herab und aus den Fenstern der Häuser vielfach verhöhnt, waren wütend und hatten fieberhaft zu arbeiten, wateten schimpfend bis zum Bauch im Wasser, schrien und zeigten die ganze berühmte Wildheit und Rauhigkeit ihres Standes; noch ärgerlicher und böser waren die Müller und Fischer, und alles, was am Ufer sein Leben und seine Arbeit hatte, namentlich die vielen Gerber, rief den Flößern Scherzworte oder Schimpfworte zu. War das Floß unter einem offenen Schleusentor steckengeblieben, dann trabten und schimpften die Müller ganz besonders, und es gab dann zuweilen für Knaben ein besonderes Glück: das Flußbett rann eine Strecke weit beinahe leer, und unterhalb der Wehre konnten wir dann die Fische mit der Hand fangen, die breiten glänzenden Rotaugen, die schnellen stachlichen Barsche und etwa auch ein Neunauge.

Die Flößer gehörten offensichtlich zu den Unschäfhaften, Wilden, Wanderern, Nomaden, und Floß und Flößer waren bei den Hütern der Sitte und Ordnung nicht wohl gelitten. Umgekehrt war für uns Knaben, so oft ein Floß erschien, Gelegenheit zu Abenteuern, Aufregungen und Konflikten mit jenen Ordnungsmächten. So wie zwischen Müllern und Flößern ein ewiger Krieg bestand, in dem ich stets zur Partei der Flößer hielte, so bestand bei unseren Lehrern, Eltern, Tanten eine Abneigung gegen das Flößerwesen und ein Bestreben, uns mit ihm möglichst wenig in Berührung kommen zu lassen. Wenn einer von uns zu Hause mit einem recht unflätigen Wort, einem meterlangen Fluch aufwartete, dann hieß es bei den Tanten, das habe man natürlich wieder bei den Flößern gelernt. Und an manchem Tage, der durch die Durchreise eines Floßes uns zum Fest geworden war, gab es väterliche Prügel, Tränen der Mütter, Schimpfen des Poli-

zisten. Eine schöne Sage, die wir Knaben über alles liebten, war die von einem kleinen Buben, der einst wider alle Verbote ein Floß bestiegen und damit bis nach Holland und ans Meer gekommen sei und erst nach Monaten sich wieder bei seinen trauernden Eltern eingefunden habe. Es diesem Märchenknaben gleichzutun, war jahrelang mein inniger Wunsch.

Weit öfter, als mein Vater ahnte, bin ich als kleiner Bub für kurze Strecken blinder Passagier auf einem Floß gewesen. Es war streng verboten, man hatte nicht nur die Erzieher und die Polizei gegen sich, sondern leider meistens auch die Flößer. Schöneres und Spannenderes gibt es für einen Knaben nicht auf der Welt als eine Floßfahrt. Denke ich daran, so kommt mit hundert zauberhaften Düften die ganze Heimat und Vergangenheit herauf.

Ein vorüberfahrendes Floß besteigen konnte man entweder vom Laufsteg eines Schleusentores, einer sogenannten «Stellfalle» aus — das galt für schneidig und forderte einen Mut, oder aber vom Ufer aus, was oft gar nicht schwierig war, aber doch jedesmal mit einem halben oder ganzen Flußbad bezahlt werden mußte. Am besten noch ging es, an ganz warmen Sommertagen, wenn ohnehin sehr wenig Kleider und weder Schuhe noch Strümpfe anhatte. Dann kam man leicht aufs Floß, und wenn Glück hatte und sich vor den Flößern verbergen konnte, war es wunderbar, ein paar Meilen weit zwischen den grünen, stillen Ufern den Fluß hinunterzufahren, unter den Brücken und Stellfällen hindurch. Während des Fahrens aber, wenn nicht gerade ein Flößer freundlich war und einen auf einen Bresterstoß setzte, bekam man sehr bald auch die Unbillen des beneideten Flößerhandwerks zu kosten. Man stand unsicher auf den glitschigen Stämmen, zwischen denen das Wasser ununterbrochen herausrutscht, man war naß bis auf die Knochen, und wenn es nicht sehr sommerlich war, fand man stets bald an zu frieren. Und dann kam der Augenblick näher, wo man das rasch fahrende Floß wieder verlassen mußte, es ging gegen Abend, man schlitterte vor nasser Kühle und man war bis in eine Gegend mitgefahren, wo man die Ufer nicht mehr so genau kannte wie zu Hause. Nun galt es, eine Stelle zu er-

spähen und unverweilt mit raschem Entschluß zu be nutzen, wo ein Absprung ans Land möglich schien — meistens gab es in diesem letzten Augenblick nochmals ein Bad, auch war es oft gefährlich, und hie und da passierte ein Unglück; auch mir ist bei diesem Anlaß ein der Schädel der Todesgefahr bekannt geworden.

Und wenn man dann glücklich wieder an Land war, Erde und Gras unter den Füßen hatte, dann war es weit, zuweilen sehr weit nach Hause zurück, man stand in nassen Schuhen, nassen Kleidern, man hatte die Mütze verloren, und nun spürte man nach dem langen, glitschigen Stehen auf den nassen Baumstämmen eine Schwäche in den Waden und Knien und mußte doch noch eine Stunde oder zwei oder mehr zu Fuß laufen, und alles nur, um dann von schluchzenden Müttern, entsetzten Tanten und einem todensten Vater empfangen zu werden, welche dem Herrn dafür dankten, daß er wider Verdienst den entarteten Knaben hatte heil entkommen lassen.

Schon in der Kindheit war es so: man bekam nichts geschenkt, man mußte jedes Glück bezahlen. Und wenn ich heute nachrechne, in was das Glück einer solchen Floßfahrt eigentlich bestand, wenn ich alle die Be schwerden, Anstrengungen, Unbilden abziehe, so bleibt wenig übrig. Aber dieses Wenige ist wunderbar: ein stilles, rasch und erregend ziehendes Fahren auf dem kühlen, laut rauschenden Fluß, zwischen lauter spritzendem, lebendigem Wasser, ein traumhaftes Hinwegfahren unter den Brücken durch dicke, lange Gehänge von Spinnweben, träumerische Augenblicke des Versinkens in ein unsäglich seliges Gefühl von Wanderung, von Unterwegsein, von Entronnensein und In-die-Welt hineinfahren, mit der Perspektive zum Neckar und zum Rhein und nach Holland hinunter — — und dies Wenige, diese mit Nässe, Frieren, mit Schimpfworten der Flößer, Predigten der Eltern bezahlte Seligkeit wog doch alles auf, war doch alles wert, was man dafür geben mußte. Man war ein Flößer, man war ein Wanderer, ein Nomade, man schwamm an den Städten und Menschen vorbei, still, nirgends hin gehörig, und fühlte im Herzen die Weite der Welt und ein sonderbares Heimweh brennen. O nein, es war gewiß nicht zu teuer bezahlt!

Lachende Weltgeschichte

Anträge.

Als George Washington noch Abgeordneter war, wurde im Kongreß über die Frage eines stehenden Heeres beraten. Einer der Abgeordneten stellte den Antrag, daß dieses Heer höchstens 300 000 Mann stark sein dürfe. Washington erhob sich und sagte trocken, er sei damit einverstanden, aber nur unter einer Bedingung: man müsse dann auch ein Gesetz durchbringen, daß der Feind das Land nur mit höchstens 200 000 Mann angreifen dürfe. Alles lachte, der Antrag des Vorründers war begraben, und es wurden die Kosten für eine große und schlagkräftige Armee bewilligt.

Vertraulichkeit.

Gelegentlich eines Diplomatenessens saß die Frau eines Gesandten neben Bismarck, und es war ihr Wunsch, den Fürsten aus einem bestimmten diplomatischen Grunde für sich einzunehmen. Sie unterhielt sich höchst angeregt mit ihm, nannte ihn erst «Durchlaucht», dann «Lieber Fürst» und schließlich bei vorgerückter, vom Wein beflogelter Stimmung nur noch «Mein lieber Bismarck».

Bismarck durchschaute sie ganz genau, er sah sie mit einem Lächeln von der Seite an und sagte: «Mein Vorname ist Otto, gnädige Frau.»

Begrüßung.

Ein Geschehnis von ungeheurer Komik war die erste offizielle Begrüßung zwischen der deutschen und der japanischen Marine.

Zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam der Tag, an dem das erstmal ein deutscher Kreuzer in die Gewässer des eben erwachenden Japan einlief. Der Kommandant des Schiffes besaß nicht die mindeste Rednagerei und war in Verlegenheit, auf welche Weise er die zu erwartende japanische Abordnung begrüßen sollte. Er sagte sich, es ist das beste, sich möglichst kurz zu fassen, da die Japaner ja doch kein Wort Deutsch verstehen. Er verfiel auf eine drollige Idee. Er forderte seine Offiziere auf, vollkommenen Ernst zu bewahren, welche Begrüßungsworte er auch sprechen werde.

Die japanische Abordnung kam an Bord, mit liebenswürdigem Lächeln, und verneigte sich.

Der deutsche Kommandant grüßte freundlich, dann sagte er langsam und mit klarer Betonung:

«Drei-und - zwanzig, vier - und - zwanzig, fünf - und - zwanzig, sechs-und - zwanzig.»

Hierauf erwiederte der Führer der japanischen Abordnung ebenso klar in tadellosem Deutsch:

«Sieben - und - zwanzig, acht - und - zwanzig, neun - und - zwanzig, drei - bisig.»

Lächeln, liebenswürdige Verbeugung, und die Zeremonie war beendet.

Man kann sich die Verblüffung des deutschen Kommandanten vorstellen.

Merkwürdige Sitte.

Zwei Kammerherren des Papstes, die sich für einige Zeit in Berlin befanden, suchten durch den General von Lentulus eine Audienz bei Friedrich dem Großen nach. Der König bewilligte die Audienz und gab die Zeit an, wann sich die beiden Herren im Potsdamer Stadtschloß einfinden sollten. Einen Wagen schickte er ihnen nicht, aber Lentulus hatte auf eigene Faust veranlaßt, daß ihnen eine Kutsche zur Verfügung gestellt wurde. Unglücklicherweise schickte der Vertreter des gerade erkrankten Stallmeisters einen besonders kostbaren Wagen mit einer Bespannung von sechs Pferden. Die Italiener waren bezaubert und fuhren in einem wahren Hochgefühl nach Potsdam und vor das königliche Schloß. Zufällig stand der König bei ihrer Ankunft am Fenster.

Als Feind allen pomphaften Auftrittens war er ent rüstet. Er schickte sofort einen Diener hinunter mit dem Auftrag, die kostbare Kutsche durch eine der einfachsten mit zwei Pferden zu ersetzen. Dann empfing er die Kammerherren des Papstes und zwar nicht gerade mit Begeisterung. Als die beiden Herren sich verabschiedet hatten und unten vor das Portal traten, sahen sie zu ihrem Erstaunen die einfache Kalesche. Sie fragten den Diener, was das zu bedeuten habe.

«Die Etikette des preußischen Hofes verlangt es», erwiderte der Bediente, der sich geschickt in der Lage zurechtfand, «daß die Kammerherren des Papstes in einer besonderen kostbaren Equipage zur Audienz gefahren werden, aber in einer besonders einfachen wieder nach Hause.»

Hände.

Amerikas berühmtester Präsident, Abraham Lincoln, war das Kind armer Eltern und besuchte die Volks schule in Hodgenville. Dort flog den Lehrer eines Tages die Lust an, seine Schüler auf ihre Sauberkeit hin zu untersuchen, und er ließ sich ihre Hände zeigen. Lincoln wischte seine linke Hand noch schnell an der Jacke ab und streckte sie dann mit bösem Gewissen vor. Der Lehrer war enttäuscht, die Hand war schmutzig wie keine andere.

«Trostlos», sagte er, «du verdienst zehn Schläge mit dem Lineal auf diese Pfote. Trotzdem will ich dir die Strafe erlassen, wenn du mir in der ganzen Schule auch nur eine Hand nachweisen kannst, die noch schmutziger ist als diese.»

Lincoln lächelte den Lehrer verschmitzt an und streckte seine rechte Hand vor. Sie sah in der Tat noch toller aus als die andere.

Niedrige Einschätzung.

Als Eduard VII. noch Prinz von Wales war, bummelte er mit einem Freunde, dem Lord Berkley, durch einen der Parks in der Nähe von London, und als die Dämmerung kam, nahmen die beiden Herren eine Drosche und fuhren in die Stadt vor ein bekanntes Weinrestaurant. Der Prinz von Wales gab dem Kurscher, ohne weiter nachzudenken, zwei Schilling. Dieser sah sich das Geld verwundert an, schob den Hut in den Nacken und sagte:

«Zwei Schilling für eine Stunde? Das ist mir noch nicht vorgekommen», — und nun wollte er anfangen, eine wilde Schimpfrede vom Stapel zu lassen, da trat Lord Berkley schnell an ihn heran und steckte ihm ein Goldstück zu. Der Kurscher schmunzelte, sah sich das Goldstück schmunzelnd an, ob es auch echt sei, dann sagte er:

«Ich danke Ihnen Sire. Da sieht man, wer ein Gentleman ist, ich habe Sie gleich dafür gehalten. Aber sagen Sie, wo haben Sie bloß den da drüben aufgegabt, Sire?»

H. B.